

# MENSCH · VOLK · VATERLAND.

## DIE GRIECHEN.

Nicht bloß ewige Kinder waren die Griechen, wie sie der ägyptische Priester schalt, sondern auch ewige Jünglinge. Wenn die späteren Dichter Geschöpfe der Zeit — ja die deutschen Geschöpfe der Zeiten — sind, so sind die griechischen zugleich Geschöpfe einer Morgenzeit und eines Morgenlandes. Eine poetische Wirklichkeit warf statt der Schatten nur Licht in ihren poetischen Widerschein. Ich erwäge das begeisternde, nicht berauschende Land mit der rechten Mitte zwischen armer Steppe und erdrückender Fülle sowie zwischen Glut und Frost und zwischen ewigen Wolken und einem leeren Himmel, eine Mitte, ohne welche kein Diogenes von Sinope leben konnte; ein Land, zugleich voll Gebirge als Scheidemauer mannigfacher Stämme und als Schutz- und Treibmauer der Freiheit und Kraft und zugleich voll Zaubertäler als weiche Wiegen der Dichter, von welchen ein leichtes Wehen und Wogen an das süße Jonien leitet, in den schaffenden Edengarten des Dichter-Adams Homer. Ferner die klimatisch mitgegebene Mitte der Phantasie zwischen einem Normann und einem Araber, gleichsam ein stilles Sonnenfeuer zwischen Mondschein und schnellem Erdenfeuer. Die Freiheit, wo zwar der Sklave zum Arbeitsfleiß und zur Handwerkkunst und zum Brotstudium verurteilt war (indes bei uns Dichter und Weise Sklaven sind, wie bei den Römern zuerst die Sklaven jenes waren), wodurch aber eben darum der freigelassene Bürger nur für Gymnastik und Musik, das heißt für Körper- und Seelenbildung zu leben hatte. Ferner die olympischen Siege des Körpers und die des Genius waren zugleich ausgestellt und gleichzeitig und Pindar nicht berühmter als sein Gegenstand. Die Philosophie war kein Brot-, sondern ein Lebensstudium, und der Schüler alterte in den Gärten der Lehrer. Ein junger Dichtersinn, indes der spätere anderer Länder sonst von der Vorherrschaft philosophischen Scharfsinnes zerfasert und entseelt wurde, bestand unverletzt und feurig vor der alles zerschneidenden Schere von Philosophen, welche in wenigen Olympiaden die ganze transzendente Welt umsegelten. — Das Schöne war, wie der Krieg fürs Vaterland, allen Ausbildungen gemein und verknüpfte alle, so wie der Delphische Tempel des Musengottes alle Griechenationen. Der Mensch war inniger in den Dichter eingewebt, und dieser in jenen, und ein Äschylus gedachte auf seiner Grabschrift nur seiner kriegerischen Siege, und wiederum ein Sophokles erhielt für seine poetischen (in der „Antigone“) eine Feldherrnstelle auf Samos, und für die Feier seiner Leichen baten die Athener den belagernden Lysander um einen Waffenstillstand. — Die Dichtkunst war nicht gefesselt in die Mauern einer Hauptstadt eingesargt, sondern schwebte fliegend über ganz Griechenland und verband durch das Sprechen aller griechischen Mundarten alle Ohren zu einem Herzen. Alle tätigen Kräfte wurden von inneren und äußeren Freiheitskriegen geprüft, gestärkt und von Küstenlagen vielfach gewandt, aber nicht wie bei den Römern auf Kosten der anschauenden Kräfte ausgebildet, sondern den Krieg als einen Schild, nicht wie die Römer als ein Schwert führend. — Nun vollends jenen

Schönheitssinn erwogen, welcher sogar die Jünglinge (nach Theophrast) in Elea in männlicher Schönheit wetteifern ließ, und der den Malern Bildsäulen, ja in Rhodus Tempel setzte; der Schönheitssinn ferner, welcher einen Jüngling, bloß weil er schön war, nach dem Tode in einem Tempel anbetete oder bei Lebzeiten als Priester darin aufstellte, und welchem das Schauspiel wichtiger als ein Feldzug, die öffentlichen Richter über ein Preisgedicht so angelegen waren als die Richter über ein Leben, und welcher — den Siegeswagen eines Dichters oder Künstlers durch sein ganzes Volk rollen ließ. — Ein Land, wo alles verschönert wurde, von der Kleidung bis zur Furie, so wie in heißen Ländern in Luft und Wäldern jede Gestalt, sogar das Raubtier mit feurigen, prangenden Bildungen und Farben fliegt und läuft, indes das kalte Meer unbeholfene, zahllose und doch einförmige, das Land nachäffende, graue Umgestalten trägt. Ein Land, wo in allen Gassen und Tempeln die Lyrasaiten der Kunst wie aufgestellte Äolsharfen von selber erklangen. Nun dieses schönheitstrunkene Volk noch mit einer heitern Religion in Aug und Herz, welche Götter nicht durch Buß- sondern durch Freudentage versöhnte und, als wäre der Tempel schon der Olymp, nur Tänze und Spiele und die Künste der Schönheit verordnete und mit ihren Festen wie mit Weinreben drei Viertel des Jahres berauschend umschlang. — Und dieses Volk, mit seinen Göttern schöner und näher befreundet als irgendeines von seiner heroischen Vorzeit an, wo sich, wie auf einem hohen Vorgebirge stehend, seine Heldennamen riesenhaft unter die Götter verloren, bis zur Gegenwart, worin auf der von lauter Gottheiten bewohnten oder verdoppelten Natur in jedem Haine ein Gott oder sein Tempel war, und wo für alle menschlichen Fragen und Wünsche wie für jede Blume irgendein Gott ein Mensch wurde, und wo das Irdische überall das Überirdische, aber sanft wie einen blauen Himmel über und um sich hatte. — Ist nun einmal ein Volk schon so im Leben verherrlicht und schon im Mittagsschein von einem Zauberrauche umflossen, den andere Völker erst in ihrem Gedicht auftreiben: wie werden erst, müssen wir alle sagen, um solche Jünglinge, die unter Rosen und unter der Aurora wachen, die Morgenträume der Dichtkunst spielen, wenn sie darunter schlummern — wie werden die Nachtblumen sich in die Tagblumen mischen — wie werden sie das Frühlingsleben der Erde auf Dichtersternen wiederholen — wie werden sie sogar die Schmerzen an Freuden schlingen mit Venusgürteln? —

Auch die Heftigkeit, womit wir Nordleute ein solches Gemälde entwerfen und beschauen, verrät das Erstaunen der Armut. Nicht wie die Bewohner der warmen schönen Länder an die ewige Gleiche der Nacht und des Tages gewöhnt, das heißt des Lebens und der Poesie, ergreift uns sehr natürlich nach der längsten Nacht ein längster Tag desto stärker, und es wird uns schwer, uns für die Dürre des Lebens nicht durch die Üppigkeit des Traumes zu entschädigen. (Jean Paul, Vorschule der Ästhetik, 1804.)

### DER GRIECHISCHE JÜNGLING.

Die Schönheit der Jünglinge in der Kunst hat die griechische Poesie süß begleitet. In Dichtern und Weltweisen, von Plato bis zu Plutarch, von

Homer bis zum letzten Romanschreiber der Griechen wird dieser Jugendblüte der Schönheit wie auf einem Altar der Grazie geopfert. Der Kuß jenes jüngeren Plato, in welchem seine Seele ihm auf den Lippen schwebte, haucht noch: sein geliebter Stern (ἀστηρ), den er mit tausend Augen anzusehen wünschte, glänzt noch unter den Sternen. So mehrere Gedichte Meleagers, und o wäre die Stimme der Lyra nicht verhallt, die diese Blume der Menschheit mit höchstem Wohlgefallen pries: die griechische Sprache hat in Bezeichnung der Jugendgrazie einen anerkannten Reichtum an Ausdrücken, unter andern auch deswegen, weil diese meistens auf die Kunst anspielen. Die Kunst machte ihre Begriffe klar und gab ihren Empfindungen die Gestalt der Worte. Unter andern zum Beispiel finde ich, daß die Jungfräulichkeit des Jünglings, die holde Scham auf seinem Gesicht, in seinem Anstande und in seinen Sitten ebenso hoch von der Muse gepriesen ward, als die Kunst sie fein ausdrückte. Beide bemerkten die zarte Blüte des Lebens, in der sich die Geschlechter gleichsam trennen wollen und doch noch zusammen wohnen (ein Punkt, der von den Neueren sehr mißverstanden ist, und den auch die spätere Kunst vielleicht zu üppig ausgebildet), als den wahren Reiz der Schönheit. Kein Jüngling, dünkt mich, kann einen dieser Jünglinge anschauen, ohne daß die heilige Scham sich sanft auf seine Stirn senke, und jeden Frevel, jede Frechheit von ihm verscheuche. — — —

Ihr Genien der Jünglingschaft, schönste Blüte des menschlichen Lebens, was Winckelmann von euch in seinen schönen Träumen gedichtet hat, ist kein Traum; auch der Name Genius, den man euch gegeben, ist ein treffender Name: denn welcher holderen Idee könnte man am Geburtstage seines Daseins opfern? So dachte sich die Natur ihre schönsten Kinder, Engel in Menschengestalt oder vielmehr Menschen, aus deren Gestalt man den Engel abzog. Süße Ruhe, holde Einfalt, ein nüchternes In-sich-gekehrt-sein, dem das Leben selbst noch wie ein Traum der Morgenröte vorschwebet, die unbefleckte Rose der Jugend, die noch von keinem Sturme gebrochen, von keiner Mittagssonne versengt ist, o wie liebe ich euch, ihr zarten Sprossen der Menschheit, und ehre mich, daß ich euch liebe. Ein Blick auf dich, du vatikanischer oder borghesischer Genius, vernichtet die Verleumdungen, die man über die Liebe zu Jünglingen den edelsten Griechen gemacht hat; wie rein war die Idee, in welcher diese Geschöpfe, die Blüte der Menschheit, gedacht und gebildet wurden. (Joh. Gottfr. Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität, 1795.)

#### ANTIKE FREUNDSCHAFT.

Zu Ehren der Freundschaft. — Daß das Gefühl der Freundschaft dem Altertum als das höchste Gefühl galt, höher selbst als der gerühmteste Stolz des Selbstgenügsamen und Weisen, ja gleichsam als dessen einzige und noch heiligere Geschwisterschaft: dies drückt sehr gut die Geschichte von jenem mazedonischen Könige aus, der einem weltverachtenden Philosophen Athens ein Talent zum Geschenk machte und es von ihm zurückerhielt. „Wie?“ sagte der König, „hat er denn keinen Freund?“ Damit wollte er sagen: „Ich ehre diesen Stolz des Weisen und Unabhängigen, aber ich würde seine Mensch-

lichkeit noch höher ehren, wenn der Freund in ihm den Sieg über seinen Stolz davongetragen hätte. Vor mir hat sich der Philosoph herabgesetzt, indem er zeigte, daß er eines der beiden höchsten Gefühle nicht kennt — und zwar das höhere nicht!“ (Friedr. Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft, 1881/82.)

### DAS GRIECHISCHE WEIB.

In der Sitte des hellenischen Volkes war das Anrecht der Familie auf Mann und Kind auf das geringste Maß beschränkt: der Mann lebte im Staate, das Kind wuchs für den Staat und an der Hand des Staates. Der griechische Wille sorgte dafür, daß nicht in der Abgeschlossenheit eines engen Kreises sich das Kulturbedürfnis zu befriedigen wußte. Vom Staate hat der einzelne alles zu empfangen, um ihm alles wiederzugeben. Das Weib bedeutet demnach für den Staat, was der Schlaf für den Menschen. In seinem Wesen liegt die heilende Kraft, die das Verbrauchte wieder ersetzt, die wohltätige Ruhe, in der sich alles Maßlose begrenzt, das ewig Gleiche, an dem sich das Ausschreitende, Überschüssige reguliert. In ihm träumt die zukünftige Generation. Das Weib ist mit der Natur näher verwandt als der Mann und bleibt sich in allem Wesentlichen gleich. Die Kultur ist hier immer etwas Äußerliches, den der Natur ewig getreuen Kern nicht Berührendes, deshalb durfte die Kultur des Weibes dem Athener als etwas Gleichgültiges, ja — wenn man sie nur sich vergegenwärtigen wollte — als etwas Lächerliches erscheinen. Wer daraus sofort die Stellung des Weibes bei den Griechen als unwürdig und allzuhart zu erschließen sich gedrungen fühlt, der soll nur ja nicht die „Gebildetheit“ des modernen Weibes und deren Ansprüche zur Richtschnur nehmen, gegen welche es einmal genügt, auf die olympischen Frauen samt Penelope, Antigone, Elektra hinzuweisen. Freilich sind dies Idealgestalten, aber wer möchte aus der jetzigen Welt solche Ideale erschaffen können? — — — Das Wesen des Weibes bleibt sich gleich, aber ihre Macht ist je nach der Stellung des Staates zu ihnen eine verschiedene. Sie haben auch wirklich die Kraft, die Lücken des Staates einigermaßen zu kompensieren — immer ihrem Wesen getreu, das ich mit dem Schlaf verglichen habe. Im griechischen Altertum nahmen sie die Stellung ein, die ihnen der höchste Staatswille zuließ: darum sind sie verherrlicht worden wie niemals wieder. Die Göttinnen der griechischen Mythologie sind ihre Spiegelbilder: die Pythia und die Sibylle ebenso wie die sokratische Diotima sind die Priesterinnen, aus denen göttliche Weisheit redet. Jetzt versteht man, weshalb die stolze Resignation der Spartanerin bei der Nachricht vom Schlachtentode des Sohnes keine Fabel sein kann. Das Weib fühlte sich dem Staate gegenüber in der richtigen Stellung: darum hatte es mehr Würde, als je wieder das Weib gehabt hat. Plato, der durch Aufhebung der Familie und der Ehe jene Stellung des Weibes noch verschärft, empfindet jetzt soviel Ehrfurcht vor ihnen, daß er wunderbarerweise verführt wird, durch nachträgliche Erklärung ihrer Gleichstellung mit den Männern ihre ihnen zukommende Rangordnung wieder aufzuheben: der höchste Triumph des antiken Weibes, auch den Weisesten verführt zu haben! (Friedr. Nietzsche, Das griechische Weib, 1871.)

## MENSCHLICHKEIT DES SCHMERZES.

Soweit auch Homer sonst seine Helden über die menschliche Natur erhebt, so treu bleiben sie ihr doch stets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen, wenn es auf die Äußerung dieses Gefühls durch Schreien oder durch Tränen oder durch Scheltworte ankommt. Nach ihren Taten sind es Geschöpfe höherer Art, nach ihren Empfindungen wahre Menschen.

Ich weiß es, wir feineren Europäer einer klügeren Nachwelt wissen über unseren Mund und über unsere Augen besser zu herrschen. Höflichkeit und Anstand verbieten Geschrei und Tränen. Die tätige Tapferkeit des ersten rauhen Weltalters hat sich bei uns in eine leidende verwandelt. Doch selbst unsere Ureltern waren in dieser größer als in jener. Aber unsere Ureltern waren Barbaren. Alle Schmerzen verbeißen, dem Streiche des Todes mit unverwandtem Auge entgegensehen, unter den Bissen der Nattern lachend sterben, weder seine Sünde noch den Verlust seines liebsten Freundes beweinen, sind Züge des alten nordischen Heldenmuts. Palnatoko gab seinen Jomsburgern das Gesetz, nichts zu fürchten und das Wort Furcht auch nicht einmal zu nennen.

Nicht so der Grieche! Er fühlte und fürchtete sich; er äußerte seine Schmerzen und seinen Kummer; er schämte sich keiner der menschlichen Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege nach Ehre und von Erfüllung seiner Pflicht zurückhalten. Was bei den Barbaren aus Wildheit und Verhärtung entsprang, das wirkten bei ihm Grundsätze. Bei ihm war der Heroismus wie die verborgenen Funken im Kiesel, die ruhig schlafen, solange keine äußere Gewalt sie weckt und dem Steine weder seine Klarheit noch seine Kälte nehmen. Bei den Barbaren war der Heroismus eine helle, fressende Flamme, die immer tobte und jede andere gute Eigenschaft in ihm verzehrte, wenigstens schmerzte. — Wenn Homer die Trojaner mit wildem Geschrei, die Griechen hingegen in entschlossener Stille zur Schlacht führt, so merken die Ausleger sehr wohl an, daß der Dichter hierdurch jene als Barbaren, diese als gesittete Völker schildern wollte. Mich wundert, daß sie an einer anderen Stelle eine ähnliche charakteristische Entgegensetzung nicht bemerkt haben. Die feindlichen Heere haben einen Waffenstillstand getroffen; sie sind mit Verbrennung ihrer Toten beschäftigt, welches auf beiden Teilen nicht ohne heiße Tränen abgeht; *δακρυα θερμα χεοντες*. Aber Priamus verbietet seinen Trojanern zu weinen; *οὐδ' εἶα κλαιειν Πριαμος μεγας*. Er verbietet ihnen zu weinen, sagt der Dacier, weil er besorgt, sie möchten sich zu sehr erweichen und morgen mit weniger Mut an den Streit gehen. Wohl, doch frage ich: warum muß nur Priamus dieses besorgen? Warum erteilt nicht auch Agamemnon seinen Griechen das nämliche Verbot? Der Sinn des Dichters geht tiefer. Er will uns lehren, daß nur der gesittete Grieche zugleich weinen und tapfer sein könne, indem der ungesittete Trojaner, um es zu sein, alle Menschlichkeit vorher ersticken müsse. (Goth. Ephr. Lessing, Laokoon, 1766.)

## DIE GENIEN.

Die Genien oder Schutzgötter des Menschen waren es vorzüglich, wodurch in der Vorstellung der Alten die Menschheit sich am nächsten an die Gottheit anschloß. Die höchste Gottheit selber vervielfältigte sich gleichsam durch diese Wesen, insofern sie über jeden einzelnen Sterblichen wachte, und ihn, von seiner Geburt an bis zum Tode, an ihrer Hand durchs Leben führte. — In diesem schönen Sinne war es, daß die Männer bei ihrem Jupiter und die Frauen bei ihrer Juno schwuren, indem sie unter dieser Benennung sich ihren eigenen Genius oder ihre besondere schützende Gottheit dachten.

An ihren Geburtstagen brachten die Alten ihrem Genius Opfer, der unter der Gestalt eines schönen Jünglings abgebildet war, dessen Haupt sie mit Blumen umkränzten.

Ein jeder verehrte auf diese Weise, durch ein zartes Gefühl gedrungen, in sich etwas Göttliches und Höheres, als er in seiner Beschränktheit und Einzelheit selber war, und dem er nun wie einer Gottheit Opfer brachte, und gleichsam durch Verehrung das zu ersetzen suchte, was ihm an deutlicher Erkenntnis seines eigenen Wesens und seines göttlichen Ursprungs abging. (Karl Phil. Moritz, Götterlehre, 1791.)

## DIE MYSTERIEN IM LEBEN DES VOLKES.

So wenig wir von den griechischen Mysterien wissen, wissen wir gleichwohl unzweifelhaft, daß ihre Lehre mit der öffentlichen Religion im geradesten und auffallendsten Gegensatz war. Der reine Sinn der Griechen offenbart sich eben auch darin, daß sie das, was seiner Natur nach nicht öffentlich und real sein konnte, in seiner Idealität und Abgeschlossenheit bewahrten. Man entgegne nicht, daß jener Gegensatz der Mysterien und der öffentlichen Religion bloß darum habe bestehen können, weil jene nur wenigen mitgeteilt worden. Denn sie waren geheim nicht durch Einschränkung der Teilnahme an ihnen, die sich vielmehr auch über die Grenzen von Griechenland erstreckte, sondern dadurch, daß ihre Profanation, das heißt ihre Übertragung ins öffentliche Leben, als Verbrechen betrachtet und bestraft wurde, und die Nation auf nichts so eifersüchtig war, als auf die Erhaltung der Mysterien in ihrer Geschiedenheit von allem Öffentlichen. Dieselben Dichter, welche ihre Poesie ganz auf die Mythologie gründen, erwähnen der Mysterien als der heilvollsten und wohlthätigsten aller Einrichtungen. Überall erscheinen sie als der Zentralpunkt der öffentlichen Sittlichkeit: die hohe sittliche Schönheit der griechischen Tragödie weist auf sie zurück, und es möchte nicht schwer sein, in den Gedichten des Sophokles bestimmt die Töne zu hören, in die er durch jene eingeweiht worden. (Friedr. Wilh. Jos. Schelling, Philosophie und Religion, 1804.)

## DIE ATHENER.

Ungestörter in jedem Betracht, von gewaltsamem Einfluß freier als irgendein Volk der Erde, erwuchs das Volk der Athener. Kein Eroberer schwächt sie, kein Kriegsglück berauscht sie, kein fremder Götterdienst betäubt sie,

keine eifertige Weisheit treibt sie zu unzeitiger Reife. Sich selber überlassen, wie der werdende Diamant, ist ihre Kindheit. Man hört beinahe nichts von ihnen, bis in die Zeiten des Pisistratus und Hipparch. Nur wenig Anteil nahmen sie am trojanischen Kriege, der, wie im Treibhaus, die meisten griechischen Völker zu früh erhitzte und belebte. Kein außerordentlich Schicksal erzeugt den Menschen. Groß und kolossalisch sind die Söhne einer solchen Mutter, aber schöne Wesen, oder, was dasselbe ist, Menschen werden sie nie oder spät erst, wenn die Kontraste sich zu hart bekämpfen, um nicht endlich Frieden zu machen.

In üppiger Kraft eilt Lacedämon den Atheniensern voraus und hätte sich eben deswegen auch früher zerstreut und aufgelöst, wäre Lykurg nicht gekommen und hätte mit seiner Zucht die übermütige Natur zusammengehalten. Von nun an war denn auch an dem Spartaner alles erbildet, alle Vortrefflichkeit errungen und erkaufte durch Fleiß und selbstbewußtes Streben, und soviel man in gewissem Sinne von der Einfalt der Spartaner sprechen kann, so war doch, wie natürlich, eigentliche Kindereinfalt ganz nicht unter ihnen. Die Lacedämonier durchbrachen zu frühe die Ordnung des Instinkts, sie schlugen zu früh aus der Art, und so mußte denn auch die Zucht zu früh mit ihnen beginnen; denn jede Zucht und Kunst beginnt zu früh, wo die Natur des Menschen noch nicht reif geworden ist. Vollendete Natur muß in dem Menschenkinde leben, eh' es in die Schule geht, damit das Bild der Kindheit ihm die Rückkehr zeige aus der Schule zu vollendeter Natur.

Die Spartaner blieben ewig ein Fragment; denn wer nicht einmal ein vollkommenes Kind war, der wird schwerlich ein vollkommener Mann. — Freilich hat auch Himmel und Erde für die Athener, wie für alle Griechen, das ihre getan, hat ihnen nicht Armut und nicht Überfluß gereicht. Die Strahlen des Himmels sind nicht wie ein Feuerregen auf sie gefallen. Die Erde verzärtelte, berauschte sie nicht mit Liebkosungen und übermütigen Gaben, wie sonst wohl hier und da die törige Mutter tut.

Hierzu kam die wundergroße Tat des Theseus, die freiwillige Beschränkung seiner eigenen königlichen Gewalt.

O! solch ein Samenkorn in die Herzen des Volks geworfen, muß einen Ozean von goldenen Ähren erzeugen, und sichtbar wirkt und wuchert es spät noch unter den Athenern.

Also noch einmal! daß die Athener so frei von gewaltsamem Einfluß aller Art, so recht bei mittelmäßiger Kost aufwachsen, das hat sie so vortrefflich gemacht, und dies nur konnt' es!

Laßt von der Wiege an den Menschen ungestört! treibt aus der engvereinten Knospe seines Wesens, treibt aus dem Hüttchen seiner Kindheit ihn nicht heraus! tut nicht zu wenig, daß er euch nicht entbehre, und so von ihm euch unterscheide, tut nicht zuviel, daß er eure oder seine Gewalt nicht fühle, und so von ihm euch unterscheide, kurz, laßt den Menschen spät erst wissen, daß es Menschen, daß es irgend etwas außer ihm gibt; denn so nur wird er Mensch. Der Mensch ist aber ein Gott, sobald er Mensch ist. Und ist er ein Gott, so ist er schön.

Sonderbar! rief einer von den Freunden.

Du hast noch nie so tief aus meiner Seele gesprochen, rief Diotima.  
Ich hab' es von dir, erwidert' ich.

So war der Athener ein Mensch, fuhr ich fort, so muß' er es werden. Schön kam er aus den Händen der Natur, schön an Leib und Seele, wie man zu sagen pflegt.

Das erste Kind der menschlichen, der göttlichen Schönheit ist die Kunst. In ihr verjüngt und wiederholt der göttliche Mensch sich selbst. Er will sich selber fühlen, darum stellt er seine Schönheit gegenüber sich. So gab der Mensch sich seine Götter. Denn im Anfang war der Mensch und seine Götter eins, da, sich selber unbekannt, die ewige Schönheit war. — Ich spreche Mysterien, aber sie sind. —

Das erste Kind der göttlichen Schönheit ist die Kunst. So war es bei den Athenern.

Der Schönheit zweite Tochter ist Religion. Religion ist Liebe der Schönheit. Der Weise liebt sie selbst, die Unendliche, die Allumfassende; das Volk liebt ihre Kinder, die Götter, die in mannigfaltigen Gestalten ihm erscheinen. Auch so war's bei den Athenern. Und ohne solche Liebe der Schönheit, ohne solche Religion ist jeder Staat ein dürr Gerippe ohne Leben und Geist, und alles Denken und Tun ein Baum ohne Gipfel, eine Säule, wovon die Krone herabgeschlagen ist.

Daß aber wirklich dies der Fall war bei den Griechen und besonders den Athenern, daß ihre Kunst und ihre Religion die echten Kinder ewiger Schönheit — vollendeter Menschennatur — sind, und nur hervorgehn konnten aus vollendeter Menschennatur, das zeigt sich deutlich, wenn man nur die Gegenstände ihrer heiligen Kunst und die Religion mit unbefangenen Auge sehen will, womit sie jene Gegenstände liebten und ehrten.

Mängel und Mißtritte gibt es überall und so auch hier. Aber das ist sicher, daß man in den Gegenständen ihrer Kunst doch meist den reifen Menschen findet. Da ist nicht das Kleinliche, nicht das Ungeheure der Ägypter und Goten, da ist Menschensinn und Menschengestalt. Sie schweifen weniger als andere zu den Extremen des Übersinnlichen und des Sinnlichen aus. In der schönen Mitte der Menschheit bleiben ihre Götter mehr denn andere.

Und wie der Gegenstand, so auch die Liebe. Nicht zu knechtisch und nicht gar zu sehr vertraulich! —

Aus der Geistesschönheit der Athener folgte denn auch der nötige Sinn für Freiheit.

Der Ägyptier trägt ohne Schmerz die Despotie der Willkür, der Sohn des Nordens ohne Widerwillen die Gesetzesdespotie, die Ungerechtigkeit in Rechtsform; denn der Ägyptier hat von Mutterleib an einen Huldigungs- und Vergötterungstrieb; im Norden glaubt man an das reine, freie Leben der Natur zu wenig, um nicht mit Aberglauben am Gesetzlichen zu hängen.

Der Athener kann die Willkür nicht ertragen, weil seine göttliche Natur nicht will gestört sein, er kann Gesetzlichkeit nicht überall ertragen, weil er ihrer nicht überall bedarf. Drako taugt für ihn nicht. Er will zart behandelt sein und tut auch recht daran.



Gut! unterbrach mich einer, das begreif' ich, aber wie dies dichterische religiöse Volk nun auch ein philosophisch Volk sein soll, das seh' ich nicht. Sie wären sogar, sagt' ich, ohne Dichtung nie ein philosophisch Volk gewesen!

Was hat die Philosophie, erwidert' er, was hat die kalte Erhabenheit dieser Wissenschaft mit Dichtung zu tun?

Die Dichtung, sagt' ich, meiner Sache gewiß, ist der Anfang und das Ende dieser Wissenschaft. Wie Minerva aus Jupiters Haupt, entspringt sie aus der Dichtung eines unendlichen, göttlichen Seins. Und so läuft am End' auch wieder in ihr das Unvereinbare in der geheimnisvollen Quelle der Dichtung zusammen.

Das ist ein paradoxer Mensch, rief Diotima, jedoch ich ahn' ihn. Aber ihr schweift mir aus. Von Athen ist die Rede.

Der Mensch, begann ich wieder, der nicht wenigstens im Leben einmal volle lautre Schönheit in sich fühlte, wenn in ihm die Kräfte seines Wesens, wie die Farben an Iris' Bogen, ineinander spielten, der nie erfuhr, wie nur in Stunden der Begeisterung alles innigst übereinstimmt, der Mensch wird nicht einmal ein philosophischer Zweifler werden, sein Geist ist nicht einmal zum Niederreißen gemacht, geschweige zum Aufbaun. Denn glaubt es mir, der Zweifler findet darum nur in allem, was gedacht wird, Widerspruch und Mangel, weil er die Harmonie der mangellosen Schönheit kennt, die nie gedacht wird. Das trockne Brot, das menschliche Vernunft wohlmeinend ihm reicht, verschmäht er nur darum, weil er insgeheim am Göttertische schwelgt.

Schwärmer! rief Diotoma, darum warst auch du ein Zweifler. Aber die Athener!

Ich bin ganz nach ihnen, sagt' ich. Das große Wort, das ἐν διαφερον ἑαυτῷ (das Eine in sich selber Unterschiedne) des Heraklit, das konnte nur ein Grieche finden, denn es ist das Wesen der Schönheit, und ehe das gefunden war, gabs keine Philosophie.

Nun konnte man bestimmen, das Ganze war da. Die Blume war gereift; man konnte nun zergliedern.

Der Moment der Schönheit war nun kund geworden unter den Menschen, war da im Leben und Geiste, das Unendlicheinige war.

Man konnt' es auseinandersetzen, zerteilen im Geiste, konnte das Geteilte neu zusammen denken, konnte so das Wesen des Höchsten und Besten mehr und mehr erkennen und das Erkannte zum Gesetze geben in des Geistes mannigfaltigen Gebieten.

Seht ihr nun, warum besonders die Athener auch ein philosophisch Volk sein mußten?

Das konnte der Ägyptier nicht. Wer mit dem Himmel und der Erde nicht in gleicher Lieb' und Gegenliebe lebt, wer nicht in diesem Sinne einig lebt mit dem Elemente, worin er sich regt, ist von Natur auch in sich selbst so einig nicht und erfährt die ewige Schönheit wenigstens so leicht nicht wie ein Grieche.

Wie ein prächtiger Despot wirft seine Bewohner der orientalische Himmels-

strich mit seiner Macht und seinem Glanze zu Boden, und, ehe der Mensch noch gehen gelernt hat, muß er knieen, eh' er sprechen gelernt hat, muß er beten, ehe sein Herz ein Gleichgewicht hat, muß es sich neigen, und ehe der Geist noch stark genug ist, Blumen und Früchte zu tragen, ziehet Schicksal und Natur mit brennender Hitze alle Kraft aus ihm. Der Ägyptier ist hingegeben, eh' er ein Ganzes ist, und darum weiß er nichts vom Ganzen, nichts von Schönheit, und das Höchste, was er nennt, ist eine verschleierte Macht, ein schauerhaft Rätsel; die stumme finstre Isis ist sein Erstes und Letztes, eine leere Unendlichkeit, und da heraus ist nie Vernünftiges gekommen. Aus dem erhabensten Nichts wird Nichts geboren.

Der Norden treibt hingegen seine Zöglinge zu früh in sich hinein, und wenn der Geist des feurigen Ägyptiers zu reiselustig in die Welt hinaus eilt, schickt im Norden sich der Geist zur Rückkehr in sich selbst an, ehe er nur reisefertig ist.

Man muß im Norden schon verständig sein, noch eh' ein reif Gefühl in einem ist, man mißt sich Schuld von allem bei, noch ehe die Unbefangenheit ihr schönes Ende erreicht hat; man muß vernünftig, muß zum selbstbewußten Geiste werden, ehe man Mensch, zum klugen Manne, ehe man Kind ist; die Einigkeit des ganzen Menschen, die Schönheit läßt man nicht in ihm gedeihn und reifen, eh' er sich bildet und entwickelt. Der bloße Verstand, die bloße Vernunft sind immer die Könige des Nordens.

Aber aus bloßem Verstand ist nie Verständiges, aus bloßer Vernunft ist nie Vernünftiges gekommen.

Verstand ist ohne Geistesschönheit wie ein dienstbarer Geselle, der den Zaun aus grobem Holze zimmert, wie ihm vorgezeichnet ist, und die gezimmerten Pfähle aneinander nagelt, für den Garten, den der Meister bauen will. Des Verstandes ganzes Geschäft ist Notwerk. Vor dem Unsinn, vor dem Unrecht schützt er uns, indem er ordnet; aber sicher zu sein vor Unsinn und vor Unrecht ist doch nicht die höchste Stufe menschlicher Vortrefflichkeit.

Vernunft ist ohne Geistes-, ohne Herzensschönheit wie ein Treiber, den der Herr des Hauses über die Knechte gesetzt hat; der weiß so wenig als die Knechte, was aus all' der unendlichen Arbeit werden soll, und ruft nur: tummelt euch, und sieht es fast ungerne, wenn es vor sich geht, denn am Ende hätt' er ja nichts mehr zu treiben, und seine Rolle wäre gespielt.

Aus bloßem Verstande kommt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, denn nur die beschränkte Erkenntnis des Vorhandenen.

Aus bloßer Vernunft kommt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, denn blinde Forderung eines nie zu endigenden Fortschritts in Vereinigung und Unterscheidung des möglichen Stoffs.

Leuchtet aber das Göttliche  $\epsilon\nu\ \delta\iota\alpha\phi\epsilon\rho\nu\ \epsilon\alpha\upsilon\tau\omega$ , das Ideal der Schönheit der strebenden Vernunft, so fordert sie nicht blind, und weiß, warum, wozu sie fordert.

Scheint, wie der Maitag in des Künstlers Werkstatt, dem Verstande die Sonne des Schönen zu seinem Geschäft, so schwärmt er zwar nicht hinaus und läßt sein Notwerk stehn, doch denkt er gern des Festtags, wo er wandeln wird im verjüngenden Frühlingslichte. (Friedr. Hölderlin, Hyperion, 1799.)

## DAS WESEN DES DORISCHEN STAMMES.

Das Gesicht des dorischen Stammes ist mehr nach der Vergangenheit als Zukunft gewandt. So ist es auch gekommen, daß die Dorier unter allen Griechenstämmen das althellenische Leben am treuesten bewahrten und am reinsten darstellten. Alle Fortschritte waren bei ihnen stetig, und die Veränderungen des Zustands fast unmerklich. — Mit jenem Streben nach Einheit im Ganzen ist der Sinn für das Maß in jeder Beziehung verwandt. Auch der Kunst wird durchaus das strengste Maß auferlegt und jede üppige Ranke mit schonungslosem Messer abgeschnitten. Die dorische Lebenssitte befiehlt Maßhaltung in jeglichem Tun; darin besteht die Sophrosyne. Eine Hauptabsicht des apollinischen Kultus war, das ruhige Gleichgewicht des Gemüts zu erhalten, und alles Sinnzerrüttende, zum Taumel Aufregende, die innere Klarheit Verdunkelnde zu entfernen. Der dorische Sinn will überall eine reine und klare Harmonie, die auch im kleinsten harmonisch sei. Dissonanzen, wenn sie auch in Harmonie aufgelöst werden, sind nicht dem Geschmacke des Volksstammes gemäß. Die Harmonie muß ihren völligen Schluß haben und nicht das Unendliche offen lassen. Die nationalen Melodien waren gewiß in Dur und nicht in Moll; der allgemeine Akzent der Sprache trug das Gepräge des Befehls oder des Apophtegmas, nicht der Frage oder Bitte. Die Befriedigung des Daseins verdrängt fast die Sehnsucht und das Vertrauen auf die Quelle dieses Daseins, die Gottheit, gänzlich die weiche Klage. Das Streben ins Schrankenlose, Endlose wird möglichst abgeschnitten. Der Blick ist nicht auf das Werden, sondern auf das Sein gerichtet. Das Leben geht in ruhiger Darstellung dieses Seins auf, das zu erkennen, zu bewahren, rein zu gestalten die höchste Aufgabe ist. Alles ungewußte Jenseits ist nur die dunkle Grenze und alles Dunkle dem Gotte verhaßt. Der Sinn des Volkes hängt mit Freude an dem klaren, leibhaften Dasein. Das Fremde und Nichtanaloge steht außerhalb. Eben darum ist der Mensch dem Menschen hauptsächlich und fast einziges Augenmerk. Diejenigen Empfindungen, durch die der Mensch gleichsam mit der Natur verschmilzt, sind der dorischen Religion ursprünglich fremd. Auch wird die äußere Beschäftigung mit der Natur für unwürdig gehalten und dem eigenen Dasein seine Vollendung und Reife zu geben, als das allein angemessene Ziel menschlicher Bestrebung angesehen. (Karl Otfried Müller, Die Dorier, 1824.)

## DIE ATHENER UND DIE DORIER.

Der Schwung der griechischen Nation hatte noch nichts von seiner ersten Kraft verloren, als der persische Krieg sie zwang, alle ihre Kräfte aufs äußerste zu spannen und zu vereinigen, um ihre Freiheit zu behaupten. Es gelang: vorzüglich durch die Athenienser, ein Volk, dem an tiefer Reizbarkeit und Wirksamkeit aller menschlichen Kräfte kein andres gleichgekommen ist. Ihr Charakter war schon vorhin Freiheitsliebe und rastlose Tätigkeit aller Art; der Sieg erhöhte ihn zum erhabensten Ehrgeiz. Der Ton des menschlichen

Geistes und aller seiner, auch der kleinsten Äußerungen, wurde ernster Enthusiasmus, ein gewaltsames Streben und harte Größe. Der Mensch schien vor seiner eigenen plötzlichen Größe zu erschrecken. — —

Der beste Kommentar zum Studium der dorischen Schule ist der Charakter der Dorier selbst während ihrer schönsten Zeit, welchen man aus dem Thukydides und auch aus Pindar kennenlernt. Der Ton ihrer Sittlichkeit war Größe, Einfalt, Ruhe; friedlich und doch heldenmütig lebten sie in einer edlen Freude. Eben dieser Geist: Größe, Einfalt und Ruhe, beseelte auch ihre Verfassungen und ihr bürgerliches Leben, erzeugte ihre gerühmte Eunomie. Die Grundlage ihres Charakters war eine schöne Anhänglichkeit an väterliche Sitte und väterlichen Glauben. Ihre Bildung, ihre Tugend selbst war eine väterliche Sitte. Aber, da der Ehrgeiz und Luxus, welcher ganz Griechenland ergriff, auch die dorischen Verfassungen und Sitten verderbte, so verschwand auch ihre Tugend, und mit dieser ihre Kunst, welche nur ein Organ ihrer einfachen Tugend war. Die Athener haben noch nach ihrem Falle das menschliche Geschlecht durch ihre Philosophie umgestaltet, aber die Dorier waren forthin gar nichts mehr wert; mit einem Streich fiel alles. (Fr. Schlegel, Prosaische Jugendschriften, 1794—1802.)

#### GRIECHISCHE HOFFNUNG AUF BEFREIUNG DURCH ROM.

Eine frohe Bewegung war in ganz Hellas. Auf allen Straßen sah man das Volk in freudiger Hast; Männer und Jünglinge verließen die heimische Wohnung und zogen zur Feier des großen Festes nach der Landenge von Korinth. Ein verheerender Krieg, der jahrelang die Bewohner der friedlichen Landschaft geängstet und fast alle Staaten mit dem drückenden Joche mazedonischer Knechtschaft bedroht hatte, dieser Krieg war siegreich beendet; der gefürchtete Feind war gedemütigt, und unter dem Schutze großmütiger Bundesgenossen sahen die meisten dem Aufgang einer besseren Zeit mit Zuversicht entgegen. Da ward von vielen mit Begeisterung der Name der Römer genannt, die ein Volk fremden Stammes, und unlängst noch selber von den Karthagern bedroht, über das Meer gekommen, um den Bewohnern von Hellas die Freiheit zu bringen. Der Heldenmut, den sie in den Schlachten bewiesen, die Uneigennützigkeit, mit welcher sie die Bedrängten, namentlich die Athener, geschirmt, schienen eine sichere Bürgschaft für die Zukunft, und erfüllten die Gemüter mit frohem Vertrauen. Die Aitolier zwar sahen mit Mißtrauen auf die Schritte der Römer und erkannten darin mehr trügerische Staatskunst als aufrichtiges Wohlwollen. Jedoch ihre Mahnungen fanden wenig Eingang bei der frohsinnigen und leicht bewegten Menge; nur wenige versanken in ernsteres Nachsinnen über des Vaterlandes künftiges Schicksal und folgten, geteilt zwischen Hoffnung und Furcht, dem Strome des Volkes. So, mit gespannter Erwartung, strömten zusammen die Bewohner vieler Gauen und Städte; mehr und mehr füllten sich die Straßen des reichen Korinth, und es war ein unaufhörliches Drängen und Wogen der flutenden Menge. Endlich erschien der Tag, an welchem man seit uralter Zeit den Gott des Meeres durch feierliche

Opfer, Gebete, Gesänge und Wettkämpfe in mancherlei Künsten geehrt hatte. Das Volk drängte sich um die Schranken, die Kampfrichter nehmen ihre Sitze ein, jeder hat die Blicke auf den Kampfplatz gerichtet, da tritt ein römischer Herold hervor, und nachdem er mit der Trompete Stillschweigen geboten, redet er also zu der Versammlung: „Der Senat, das römische Volk, und der Feldherr Titus Quinctius, die den König Philipp und die Mazedonier überwunden, erklären für frei, unabhängig und nur den eigenen Gesetzen gehorsam die Korinther, Phoker, sämtliche Lokrer und die Insel Euböia, ingleichen die Magneten, Thessaler, die Perrhaiber und die Achäer von Phthiotis.“ Alle diese Staaten hatten unter dem Drucke der Mazedonier geseufzt; durch Waffengewalt waren sie den Überwindern zinsbar geworden; sie alle wurden durch diese Verkündigung der Freiheit wiedergegeben. So groß auch die Erwartung von der Römer Großmut gewesen, diese Erklärung schien unglaublich dem freudetrunkenen Volke. Erst als der Herold durch lauten Zuruf aufgefordert zum zweiten Male die frohe Botschaft verkündete, erst dann wagten sie es, sich ganz dem Gefühle der Freude zu überlassen. Ein lautes Jubelgeschrei erfüllte die Lüfte, und alle erhoben sich von ihren Sitzen und priesen laut Titus Quinctius Flaminus, den großmütigen Retter von Hellas. Des Festes wurde nicht mehr gedacht; aller Blicke waren auf den römischen Feldherrn gerichtet; um ihn drängte sich das Volk und umfing ihn mit Kränzen und mit Bändern. Männer faßten seine Hände, den Saum seines Kleides, Mütter hoben die Säuglinge auf ihren Armen empor, damit sie schauten den edlen Fremdling, der ihrem Vaterlande Freiheit gebracht habe. Nur mit Mühe entzog sich Flaminus ihren stürmischen Huldigungen; das Dunkel der Nacht hemmt nicht die frohe Begeisterung, und erst der kommende Morgen trennte die festliche Versammlung. Aber die Zurückkehrenden trugen den Ruhm der Römer in die Städte und Länder, und Quinctius' Name war groß in allen Gauen von Hellas. (Franz Dorotheus Gerlach, Historische Studien, 1841.)

### TROJA UND SEIN HERRSCHERGESCHLECHT.

Auf dem sanfteren Abhänge der Höhe lag Troja; darüber war die steile Felsburg Pergamos, von deren 472 Fuß hohem Gipfel man einerseits in die Talgründe des Skamandros hineinblickt, wo die Dardaner als Hirten gelebt hatten, andererseits die nach der See zu sich erweiternde Ebene mit ihren Doppelflächen Skamandros und Simois überschaut. Rechts sieht man den Hellespont mit mächtigen Wellen in das ägäische Meer hineinbrausen, das man zur Linken bis nach Tenedos hin überblickt. Geradeaus sieht man über den Rücken von Imbros das stolze Haupt von Samothrake aufsteigen, die Warte des Poseidon, der „vom hochragenden Gipfel der waldigen thrakischen Samos die Abhänge des Ida mit der Feste des Priamos überblickte und den blutigen Fehden zuschaute“. Großartiger war kein Herrschersitz der alten Welt gelegen als die troische Burg, tief im Winkel der Ebene, von steilen Felshängen umgürtet, wie in einem sicheren Verstecke, und doch frei umblickend und weit gebietend. Hinter sich hatte sie das triftreiche Hochland, unter

sich quellenreiche Abhänge und eine fruchtbare Ebene und vor sich das weite Inselmeer mit den wichtigsten Wasserstraßen, das einst tiefer als jetzt mit Hafengebieten in die Ebene eingriff. Der Lage der Burg entspricht der Ruhm ihrer Fürsten, wie er sich in den Königssagen Iliens abspiegelt. Denn das Geschlecht der Dardaniden war ein von den Göttern hochbegnadigtes; sie zogen seine Jünglinge zu sich empor in den Himmel, sie verließen den Olymp, wie Aphrodite tat, um mit den Helden dieses Stammes der Liebe zu pflegen. (Ernst Curtius, Griechische Geschichte, 1887/89 6. A.)

### SIZILIEN IM WELTBILD DER ALTEN.

Schon die älteste Sage hatte dieses Eiland mit dem Zauber der wunderreichen Märchenwelt geschmückt. Da büßte der gewaltige Titane Typhoeus seinen Frevel gegen den Vater der Götter unter dem Ätna, und Feuerströme und Erzittern der Erde verkündeten seinen ohnmächtigen Grimm; da hausten die einäugigen Kyklopen, die rohen Gesellen Vulkans; dort fanden ihre angemessene Heimat die Riesengestalten der Laestrygonen, denen Odysseus nur mit Verlust seiner Schiffe entging; da drohte unter furchtbarem Brausen die Charybdis unvorsichtigen Schiffen augenblicklichen Tod. Aber auf demselben Eiland waren die fruchtbaren Auen, über welche Demeter ihren unerschöpflichen Segen verbreitet; in den Blumengefilten von Enna ward die Proserpina im kindischen Spiele von dem Fürsten der Unterwelt auf schwarzen Rossen entführt. In Eryx, dem Sitze des heitern Dienstes der kyprischen Göttin, hatte Herakles im blutigen Ringkampf den trutzigen Gegner erschlagen. Auf dieser Insel hatte Daedalus Schutz vor seinen Verfolgern gesucht. In Camicus hatte Minos, der Herrscher von Kreta, Zeus' trauer Genosse, sein tatenreiches Leben durch Verrat und Tücke geendet. Dorthin hatte Laomedon die dem Tode geweihten Jungfrauen gesendet. So war die Insel in der ältern Sage die Marke menschlicher Bestrebungen geworden, jenseits welcher der geheimnisvolle Westen und der unbekannte Süden in dunkler Verborgenheit lag. Durch die goldenen Weizenfelder mit Campanien wetteifernd, hat die Insel durch das palmenreiche Selinus die Nähe Libyens kundgetan. (Franz Doroth. Gerlach, Historische Studien, 1841.)

### DIE GRIECHEN IM OSTEN UND WESTEN.

Mit der Morgenröte steigt der junge Tag empor, im fernen Westen beschließt die Sonne ihren Lauf. Ist auch die menschliche Entwicklung nicht völlig analog, so setzen doch die Erscheinungen, die der Westen bietet, den Vorgang des Ostens überall voraus. Dort der kecke Mut der Jugend und der rasche Aufschwung der erst erwachten Kraft, hier die besonnene Überlegung und der Ernst des Gedankens. Dort das liebevolle Umfassen der äußern Natur, das Hingeben an Gestalt und Stoff, hier die Einkehr in die Tiefe der eignen Brust; dort das Streben in die weite Ferne und das Schweifen der Phantasie in ungemessenen Räumen, hier das ruhige Verweilen und das Versenken in

den eigenen Geist. Daher das Leben im Osten wechsellvoller, mannigfaltiger, reicher, im Westen tiefer, stetiger, innerlicher, leidenschaftlicher. Dort entsteht und blüht die Kunst, hier tritt mehr hervor die Wissenschaft. Dem Osten gehört die Erfindung, die schöpferische Kraft und das kühne Ringen nach dem vorgesteckten Ziel, dem Westen die Ergänzung, die Umgestaltung, die Vergeistigung. Wenn das rein erzählende Epos dem jonischen Stamme eignet, so hat der Dorer Stesichorus durch lyrische Behandlung die Heroensage dem Verständnis seines Zeitalters wieder nahegebracht. Den heitern Scherzen des Anakreon stand gegenüber die Glut der Leidenschaft in den Liedern des Ibykus. Das Drama in Athen fand seinen Widerhall in der kecken Parodie und der tiefsinnigen Spruchweisheit des Epicharmos. Nicht zufällig kann es daher erscheinen, daß in Jonien die Forschung über Wesen und Kräfte der Natur, in Italien die Wissenschaft des Geistes durch die Eleaten gegründet, die Anordnung des staatlichen und bürgerlichen Lebens nach den erforschten Gesetzen des Weltalls von den Pythagoräern erstrebt, die Forschung über Zahl und Form so frühzeitig begonnen, und die Kunst der Rede mit solchem Eifer in Sizilien betrieben worden ist. Während die Heilkunst von Vorderasien ausgegangen ist, wurde die edlere Kunst, welche Gesundheit des Leibes und des Geistes zu vereinigen trachtet, die Gymnastik, in Kroton vorzüglich gepflegt. So ließen sich in der Baukunst, in der Plastik, in der Vasenmalerei und in dem Gepräge der Münzen ähnliche Gegensätze zum Bewußtsein bringen, aber wir wenden uns mit Vorliebe zu der staatlichen Entwicklung, wo die Sikelioten und die italischen Griechen offenbar dem Heimatlande den Preis abgewonnen haben. Die Namen des Zaleukos und Charondas, des Pythagoras und des Diocles, wenn sie später als Minos und Lykurgos und zum Teil erst nach Drakon und Solon glänzen, haben in eben dem Maße ein höheres Ziel verfolgt. Auf den von den Vorgängern geschaffenen Grundlagen, aber eine freie Schöpfung des Geistes, ist in Italien ein Werk gegründet worden, das, wenn es den gewaltigen Wogen der entfesselten Leidenschaften nicht widerstanden hat und von kurzer Dauer war, dennoch den höheren Adel des menschlichen Wesens mit unauslöschlichen Zügen in den Jahrbüchern der Geschichte eingegraben hat. (Franz Dorotheus Gerlach, Historische Studien, 1841.)

#### ANTIKE VATERLANDSLIEBE.

Die Liebe ist der Wechselgenuß freier Naturen, und eben darum ist sie allein voll und ganz und hat ihren unvergänglichen Quell in sich selbst. Aller Genuß der Natur ist halb und unbefriedigend. Wie schnell flieht das Schönste und drückt den Stachel der Sehnsucht nur tiefer in die Brust: und nach einer kurzen Täuschung von Leben erstarrt das Zurückbleibende uns in den Armen zum Gerippe. Vergebens breiten wir die sehnsuchtsvollen Arme hinaus in die weite Natur; ihre ermüdende Unermeßlichkeit bleibt immer stumm, uns unbegreiflich und ewig fremd. Der höchste Seelengenuß ist die Liebe, und die höchste menschliche Liebe ist die Vaterlandsliebe. Ich rede nicht von dem starken Triebe, der die Heldenbrust des Römers beseelte. Regulus, welcher

den Blick niederwirft, sich den Seinen entreißt, sich von Rom wendet und auf herrlicher Flucht zu dem Feinde eilt, Decius, welcher sein Haupt verwünscht, sich den unterirdischen Gottheiten weihet und in die offenen Arme des Todes stürzt, scheinen uns Halbgötter. Man vergleiche sie mit der himmlisch freudigen Einfalt des Bulis und Sperthias; man vergleiche sie mit der heitern Fröhlichkeit des Leonidas! Sie sind Barbaren. Sie erfüllen das Gesetz, aber ohne Liebe. Die Vaterlandsliebe war nicht die Triebfeder derer, die bei Thermopylae starben, denn sie starben für das Gesetz, sondern ihre Belohnung. Ihr heiliger Tod war der Gipfel aller Freude. Im echten Staate, dessen Zweck Vollständigkeit in der Gemeinschaft mehrerer freier Wesen ist, gibt es eine öffentliche Liebe, einen unendlichen Wechselgenuß aller in allen. Das war es, dessen Verlust der unglückliche Lakedämonier, welchen das Gesetz mit Schande belegte, nicht überleben konnte; das unterschied die Dorier durch milde Großheit von den Römern; dies verbreitet über das Leben eines Brasidas den Glanz selbstgenugsamer Freudigkeit. Die Römer nähern sich hingegen an hoher Selbständigkeit dem attischen Stil, und sie übertreffen die Dorier und Athener an Kraft nach außen sehr weit. Der heftigste Kampf riß gewaltsam ihr Inneres bis zum Schwulst heraus; sie sind die Athleten der Tugend. In Kreta und zu Thebae schwelgte man in den Gefühlen der begeisterten Vaterlandsliebe und männlichen Freundschaft; und der Genuß und das Gefühl dieser schwelgenden Begeisterung wurde recht eigentlich der Zweck des Staates. (Fr. Schlegel, Über die Grenzen des Schönen, 1794.)

### TOD FÜRS VATERLAND.

Die Hellenen waren ein spielendes Volk, und schon die Homerischen Helden ehren den Patroklos durch Wettkämpfe bei seiner prächtigen Bestattung. Festliche Freude schien ihnen das echtteste Band der Gemeinschaft zwischen Göttern und Menschen und schöne Spiele die heiligste Gabe, die reinste Verehrung. Durch gymnastische Spiele und musikalische Feste an ihrem Grabe ehrten sie vergötterte Helden, und selbst in der Blütezeit der hellenischen Freistaaten wußten sie für die gottähnlichen Tugenden der größten Bürger, eines Brasidas und eines Timoleon, keinen schöneren Lohn als diese Ehre eines heroischen Denkmals.

Die Athener insbesondere strebten nach Ruhm und Lob, nicht mit Leidenschaft, sondern mit Raserei; in abergläubischen Gebräuchen ängstlich gewissenhaft, waren sie zur Schwärmerei geneigt, und die äußerste Reizbarkeit zum innigsten Mitleid an fremden Leiden, wie zum tiefsten Schmerz über eigene, ist eine ihrer eigentümlichsten Eigenheiten. Daher war, nach dem Zeugnisse des Demetrius Phalereus, schon vor Solon die Pracht der Athener bei Bestattungen so hoch gestiegen, die Klagen so sehr in selbstzerfleischende Wut ausgeartet, daß er auch hierin die attische Heftigkeit durch Gesetze nicht zu vertilgen, aber bis zu einer schönen Empfindsamkeit zu mildern versuchte: denn dieser liebenswürdige und menschliche Weise, der noch als Greis fröhlich zu scherzen wußte, gestand ja selbst den rührenden Wunsch, nicht unbeweint



zu sterben und seinen Freunden Schmerz zu hinterlassen, damit sie sein Begräbnis mit Klagen und Seufzen feiern möchten. Auch war es eine geheiligte Sitte, bei den Leichenschmäusen, wo die Eltern bekränzt erscheinen mußten, den Verstorbenen, soweit es die Wahrheit erlaubte, zu loben. Einige Zeit nachher, sagt Cicero, ward wegen der Pracht jener großen Grabmäler, welche wir noch im Kerameikos sehn, ein Gesetz gegeben, daß niemand ein Denkmal setzen solle, welches mehr als dreitägige Arbeit von zehn Menschen erfordere, und außer anderen Einschränkungen ward auch verboten, zum Lobe des Verstorbenen eine Rede zu halten außer bei den öffentlichen Begräbnissen durch den öffentlich bestellten Redner. Dennoch nahm die Pracht bei Bestattungen und an Gräbern wieder so sehr überhand, daß Demetrius Phalereus sie durch neue Gesetze einschränken mußte. Selbst Plato bestimmt für einige anständige Ausstattung dreißig Minen, zum Bau eines Grabes für seine Mutter aber zehn Minen. Es ist allgemein bekannt, welchen Mißbrauch ehrgeizige Demagogen von der abergläubischen Heftigkeit der attischen Menge im Peloponnesischen Kriege machten; und wie Feldherrn, welche zur See gesiegt, aber durch einen Sturm verhindert, die Leichen ihrer Toten nicht aus dem Meere gerettet hatten, zum Tode verdammt wurden.

Was war bei dieser Art zu denken und zu empfinden natürlicher, als daß der Tod fürs Vaterland zu Athen durch eine öffentliche Bestattung belohnt wurde? Überdem war die Gleichheit zu Athen nicht allein die Grundlage der gesetzlichen Verfassung, sondern auch allgemeiner Geist des Volks. Nach dem Gesetz der Gleichheit aber schien der Staat denjenigen Mitbürgern, welche bei gleicher Verpflichtung aller, ihr Leben allein zum Vorteil der Übriggebliebenen verloren hatten, einen Ersatz schuldig zu sein. Was konnten die Lebenden tun, um sich dieser Schuld zu entledigen, als die Verstorbenen ehren und ihre Witwen und Eltern schützen und pflegen, ihre Kinder aber auf öffentliche Kosten erziehen?

Die Athener taten das erste und auch das letzte nach einer väterlichen Sitte für die im Kriege Umgekommenen. „Die Gebeine der Verstorbenen“, sagt Thukydides, „werden drei Tage zuvor auf einem bedeckten Gerüst zur Schau ausgestellt; jeder bringt den Seinigen, was er etwa noch zu bringen hat. Am Tage der Bestattung werden Gefäße von Zypressenholz auf Wagen gefahren, für jeden Stamm eins. Darin sind die Gebeine des Stammes, von dem jeder war. Jeder Bürger und Fremde, welcher will, begleitet den Zug. Auch die verwandten Frauen sind bei dem Begräbnisse zugegen, wehklagend. Dann werden die Gefäße in das öffentliche Denkmal gesetzt, welches in der schönsten Vorstadt (im äußeren Kerameikos, am Wege nach der Akademia) liegt. (Sie begraben die im Kriege Umgekommenen immer an demselben Ort, außer die zu Marathon: denn weil sie ihre Tapferkeit für einzig hielten, so errichteten sie auch ihnen allein dort auf dem Platz ihr Grabmal.) Sind sie mit Erde bedeckt, so tritt ein vom Staate gewählter Mann, welcher an Einsicht nicht ungeschickt zu sein scheint und an Würde hervorragt, vor dem Grabmal auf eine hohe Stufe, damit er so weit als möglich von der Versammlung gehört werden kann und hält über sie eine zweckmäßige Lobrede.“ Dieser Epitaphios (Logos): denn so nannten die Hellenen jene festliche Lob- und Trauerrede auf die für den Staat

im Kriege Umgekommenen, wurde jährlich wiederholt. Nie versäumte der Staat das Sühnopfer, welches die Hellenen jährlich am Grabe ihrer Toten zu bringen pflegten, für die öffentlich Begrabenen öffentlich zu verrichten und stiftete außerdem gymnastische und musikalische Kampfspiele zu ihrer Ehre. Leichensteine verkündigten durch Inschriften den Ort, wo die Heldenscharen gefallen waren, den Namen und die Herkunft einzelner berühmter Bürger, und Pausanias fand hier noch die Denkmale der größten Athener, welche für Vaterland und Freiheit gestorben waren, den Staat gerettet, die Verfassung verbessert, die Demokratie bestätigt und Tyrannen ermordet hatten.

Hier, sagt Pausanias, waren zuerst diejenigen begraben, welche einst in Thrake von den Edonern überrascht und getötet wurden. Hier war das Grabmal der Athener, welche noch vor dem Zug des Meders wider die Ägineten kriegten. Aber erst später fügten die Athener die epitaphische Lobrede zu diesem Gebrauch. Mögen sie nun, wie Dionysius zweifelt, von denen, die zu Artemisium, bei Salamis und in Platää für das Vaterland starben, den Anfang gemacht haben, oder von den marathonischen Taten, oder mag Solon der Stifter auch dieser Einrichtung und der Urheber der hellenischen Epitaphien sein, wie Anaximenes der Rhetor behauptet: gewiß ist es, daß diese Sitte, welche also mit dem Ursprung der attischen Größe ungefähr gleichzeitig ist, unter die eigensten Eigentümlichkeiten des attischen Volks gehört. — —

Die attischen Epitaphien, die römischen Triumphe und die spartanischen Chöre der Greise, Männer und Jünglinge hatten im ganzen einen und denselben Sinn: ein kriegerisches Volk an seine eigne Tapferkeit zu erinnern und sie durch die Erinnerung selbst zu verdoppeln. Ein großes Triumvirat von klassischen Heldenvölkern! Es ist lehrreich, wie sich in den Verschiedenheiten dieser ähnlichen Feste die eigenste Eigentümlichkeit der drei größten Völker des Altertums spiegelt, welche Völker immer vollendete Meister in der Kunst, fürs Vaterland zu sterben, bleiben werden und hierin von den Neuern vielleicht erreicht, aber gewiß nie übertroffen werden können. — — Wo es solche Feste gibt, da ist es kein Wunder, wenn sich nicht bloß zahllose einzelne Helden für den Staat dem Tode weihen, sondern wenn auch ganze Scharen begeisterter Bürger nicht in trunkener Wut, sondern in nüchterner Besonnenheit, mit fröhlicher Eile dahin gehen, von wo sie wissen, daß sie nicht zurückkehren werden! (Fr. Schlegel, Prosaische Jugendschriften, 1794—1802.)

### LYKISCHE GRÄBERSTÄTTEN.

Im Geiste der apollinischen Orphik, die den Threnos über den Untergang stets der Freude über die Erfüllung der höhern Hoffnung unterordnet, sucht die Kunst in Lykien durch die Schönheit ihrer Schöpfungen von dem Todesgedanken und den Todesstätten alle düstern Betrachtungen zu entfernen und dem Geiste eine Richtung zu geben, die hinauf zum Lichte, nicht hinab in das Dunkel des Hades führt. Der finstern schmucklosen Größe etruskischer Nekropolen gegenüber heben alle Besucher der lykischen Erde die ansprechende,

wenngleich ernste Lieblichkeit ihrer Grabanlagen, ihrer reichen, der Architektur geschickt verbundenen Bilderzier und des lebensvollen Farbenschmucks, in dem wie noch einzelne Reliefs, so die Buchstaben der Inschriften prangen, einstimmig hervor. Angelegt in der herrlichsten Naturumgebung, auf Felsgipfeln, die der erste Sonnenstrahl begrüßt, der letzte noch beleuchtet, in einer Höhe, die oft die prächtigsten Fernsichten eröffnet, vielfältig unter die Wohnungen der Lebenden gemischt und diesen in dem einfachen Holzbau der alten Zeit, wie er waldreichen Gebirgsgegenden eigen ist, nachgebildet, nicht selten in unmittelbarer Nähe der Theater, Odeen, Stadien, wo das Volk gleichsam im Verein mit seinen Vorfahren fröhlicher Feststimmung sich überläßt, verkünden diese großartigen Gräberstädte den freundlichen, ruhig-klaren Geist des Gottes, welcher in Lykien die toten Monate des Jahres durch seine Gegenwart verherrlicht. Nicht anders die Kunstdarstellungen. Nirgends finden wir die düstern Bilder unterweltlicher Schrecken, welche den etruskischen Grabdenkmälern ein so finsternes Gepräge leihen. Lykien zeigt neben vielfältigem Blumenschmuck, in dem die Flora des Landes zu erkennen ist, neben Vogeldarstellungen und Tierornamenten sehr häufig trauliche häusliche Szenen, in welchen nicht weniger als in den inschriftlichen Grabbestimmungen gefühlvoller Sinn für Familienleben und Verstorbene sich ausspricht, Mütter mit ihren Kindern, Porträtfiguren, Festaufzüge, Tänze und Gelage, oft mit beigeschriebenem Namen. Mit diesen Bildern wechseln Kampfübungen voll Lebensfrische und Energie. Die Lieblingsspiele einer ritterlichen Jugend, die in Apollo das Vorbild jeglicher gymnischen Ausbildung des Epheben verehrt. (Joh. Jak. Bachofen, Das Lykische Volk, 1862.)

### DIE TOTENFEIER.

Die Totenfeier dauerte in der letzten Hälfte des Februar mehrere Tage hindurch, und von dieser Feier führte der Monat Februar selbst seinen Namen; denn Februa hießen bei den Alten die heiligen Gebräuche, wodurch man die Seelen der Abgeschiedenen gleichsam zu versöhnen oder dem umherirrenden Schatten Ruhe zu verschaffen suchte.

Man suchte durch Opfer und Versöhnungsmittel auch die leeren Schreckbilder zu verscheuchen, welche die Phantasie den Sterblichen im Schlaf und im Wachen zum öftern vormalt, wenn sie sich der Verstorbenen erinnern, mit denen sie lebten, sprachen und umgingen, und die nun ganz dahingeschwunden sind; zugleich wollte man auch die Beleidigungen gern wieder aussöhnen, welche man den Abgeschiedenen im Leben vielleicht möchte zugefügt haben, und die man ihnen nun auf keine Weise wieder vergüten konnte.

Blutschulden, die auf dem Staate hafteten, Verbrechen von allerlei Art, welche die rächende Strafe der Götter nach sich ziehen, suchte man um diese Zeit durch Opfer, die man auf den Gräbern der Toten darbrachte, zu tilgen, und auf die Weise den Lauf der Dinge und die unaufhaltsame Zeit gleichsam wieder in ihr ordentliches Gleis zu bringen.

Um diese Zeit vermied man aber auch Ehebündnisse zu schließen, Hochzeiten zu feiern, und gleichsam Zurüstungen zum Leben zu machen, die man gern

mit glücklichen Vorbedeutungen anfang und wobei man die Ideen von Tod und Grab so wenig wie möglich zu berühren suchte; oder vielmehr wollte man auch dem Andenken der Verstorbenen diese Momente, die ihnen einmal gewidmet waren, nicht gerne rauben, und die obgleich gemäßigte Trauer durch keine zu fröhlichen Feste entweihen.

Diese Ehrfurcht für das Andenken an die Verstorbenen war bei den Alten eine heilige Pflicht, und es war ein altes Gesetz bei den Römern: die Rechte der Toten sollen heilig sein; man soll die Manen oder die Seelen der Abgeschiedenen unter der Verehrung des Göttlichen mit begreifen und die Trauer um sie vermindern.

Man dachte sich nämlich, daß die Seelen der Verstorbenen, insofern sie im Leben gerecht und gut gehandelt hatten, gleichsam in das Göttliche übergingen und die Schutzgötter der Lebenden wurden, die man unter den Bildern der Hausgötter verehrte.

Diese Schutzgötter hießen Laren, und der ihnen im Hause geweihte Platz hieß das Lararium.

So wie nun diese guten Geister Laren hießen, benannte man die Schreckbilder der Phantasie, nächtliche Erscheinungen furchtbarer Gestalten, die den Sterblichen Entsetzen und Grauen erwecken, mit dem Ausdruck Larven, worunter man sich gewisse schadenfrohe Wesen dachte, die einst als Menschen durch schändliche grausame Handlungen ihr Leben befleckt hatten. Dergleichen Schreckbilder nun von sich zu verbannen und auch dem strafbaren irrenden Schatten womöglich Ruhe zu verschaffen, brachte man Gelübde und Opfer dar.

Auf dem Platze des erloschenen Scheiterhaufens streute man unter frommen Gebeten Früchte, Kränze und Blumen aus. So wurde das Andenken an die Verstorbenen mit jedem Jahre erneuert und konnte bei den Überlebenden nicht so bald verlöschen. (Karl. Phil. Moritz, Roms Altertümer, 1791.)

## RÖMISCHE LEICHENFEIER.

In strenger Bedingtheit verfloß dem Römer das Leben, und je vornehmer er war, desto weniger war er ein freier Mann. Die allmächtige Sitte bannte ihn in einen engen Kreis des Denkens und Handelns, und streng und ernst, oder, um die bezeichnenden lateinischen Ausdrücke zu brauchen, traurig und schwer gelebt zu haben, war sein Ruhm. Keiner hatte mehr und keiner weniger zu tun als sein Haus in guter Zucht zu halten und in Gemeindeangelegenheiten mit Tat und Rat seinen Mann zu stehen. Indem aber der einzelne nichts sein wollte noch sein konnte als ein Glied der Gemeinde, ward der Ruhm und die Macht der Gemeinde auch von jedem einzelnen Bürger als persönlicher Besitz empfunden und ging zugleich mit dem Namen und dem Hof auf die Nachfahren über, und wie also ein Geschlecht nach dem andern in die Gruft gelegt ward und jedes folgende zu dem alten Ehrenbestande neuen Erwerb häufte, schwoll das Gesamtgefühl der edlen römischen Familien zu jenem gewaltigen Bürgerstolz an, dessen gleichen die Erde wohl nicht wieder gesehen hat und

dessen so fremd- wie großartige Spuren, wo wir ihnen begegnen, uns gleichsam einer andern Welt anzugehören scheinen. Zwar gehörte zu dem eigentümlichen Gepräge dieses mächtigen Bürgersinnes auch dies, daß er durch die starre bürgerliche Einfachheit und Gleichheit während des Lebens nicht unterdrückt, aber gezwungen ward, sich in die schweigende Brust zu verschließen und daß er erst nach dem Tode sich äußern durfte; dann aber trat er auch in dem Leichenbegängnis des angesehenen Mannes mit einer sinnlichen Gewaltigkeit hervor, die mehr als jede andere Erscheinung im römischen Leben geeignet ist, uns Späteren von diesem wunderbaren Römergeist eine Ahnung zu geben. Es war ein seltsamer Zug, dem beizuwohnen die Bürgerschaft geladen ward durch den Ruf des Weibels der Gemeinde: „Jener Wehrmann ist Todes verblichen; wer da kann, der komme, dem Lucius Aemilius das Geleite zu geben; er wird weggetragen aus seinem Hause.“ Es eröffneten ihn die Scharen der Klageweiber, der Musikanten und der Tänzer, von welchen letzteren einer in Kleidung und Maske als des Verstorbenen Konterfei erschien, auch wohl gestikulierend und agierend den wohlbekanntem Mann noch einmal der Menge vergegenwärtigte. Sodann folgte der großartigste und eigentümlichste Teil dieser Feierlichkeit, die Ahnenprozession, gegen die alles übrige Gepränge so verschwand, daß wahrhaft vornehme römische Männer wohl ihren Erben vorschrieben, die Leichenfeier lediglich darauf zu beschränken. Es ist schon früher gesagt worden, daß von denjenigen Ahnen, die die kurulische Aedilität oder ein höheres ordentliches Amt bekleidet hatten, die in Wachs getriebenen oder bemalten Gesichtsmasken, soweit möglich nach dem Leben gefertigt, aber auch für die frühere Zeit bis in und über die der Könige hinauf nicht mangelnd, an den Wänden des Familiensaaes in hölzernen Schreinen aufgestellt zu werden pflegten und als der höchste Schmuck des Hauses galten. Wenn ein Todesfall in der Familie eintrat, so wurden mit diesen Gesichtsmasken und der entsprechenden Amtstracht geeignete Leute, namentlich Schauspieler, für das Leichenbegängnis staffiert, so daß die Vorfahren, jeder in dem bei Lebzeiten von ihm geführten vornehmsten Schmuck, der Triumphator im goldgestickten, der Censor im purpurnen, der Konsul im purpuresäumten Mantel, mit ihren Liktoern und den sonstigen Abzeichen ihres Amtes, alle zu Wagen dem Toten das letzte Geleite gaben. Auf der mit schweren purpurnen und goldgestickten Decken und feinen Leintüchern überspreiteten Bahre lag dieser selbst, gleichfalls in dem vollen Schmuck des höchsten von ihm bekleideten Amtes und umgeben von den Rüstungen der von ihm erlegten Feinde und den in Scherz und Ernst ihm gewonnenen Kränzen. Hinter der Bahre kamen die Leidtragenden, alle in schwarzem Gewande und ohne Schmuck, die Söhne des Verstorbenen mit verhülltem Haupt, die Töchter ohne Schleier, die Verwandten und Geschlechtsgenossen, die Freunde, Klienten und Freigelassenen. So ging der Zug auf den Markt. Hier wurde die Leiche in die Höhe gerichtet; die Ahnen stiegen von den Wagen herab und ließen auf den kurulischen Stühlen sich nieder, und des Verstorbenen Sohn oder der nächste Geschlechtsgenosse betrat die Rednerbühne, um in schlichter Aufzählung die Namen und Taten eines jeden der im Kreise herumsitzenden Männer und zuletzt die des jüngst Verstorbenen der versammelten Menge zu verlautbaren.

— Man mag das Barbarensitte nennen, und eine künstlerisch empfindende Nation hätte freilich diese wunderliche Auferstehung der Toten sicherlich nicht bis in die Epoche der voll entwickelten Zivilisation hinein ertragen; aber selbst sehr kühle und sehr wenig ehrfürchtig geartete Griechen, wie z. B. Polybios, ließen doch durch die grandiose Naivität dieser Totenfeier sich imponieren. Zu der ernstesten Feierlichkeit, zu dem gleichförmigen Zuge, zu der stolzen Würdigkeit des römischen Lebens gehörte es notwendig mit, daß die abgeschiedenen Geschlechter fortfuhren, gleichsam körperlich unter den gegenwärtigen zu wandeln, und daß, wenn ein Bürger der Mühsal und der Ehren satt zu seinen Vätern versammelt ward, diese Väter selbst auf dem Markte erschienen, um ihn in ihrer Mitte zu empfangen. (Theodor Mommsen, Römische Geschichte, 1854/56.)